

metro

ZEICHEN DER ZEIT Nr. 2/84 sFr. 6.-

Chezad

David Hockney

Manon

John McLaughlin

Woodoo

Christian Lichtenberg

Ursula Rodel

©



Manon (Body-Art)

spricht mit Silvia Hofmann

Manon, 1946 in St. Gallen geboren, besuchte nach der Kunstgewerbeschule die Zürcher Schauspielakademie. Doch besteht nur ein schwacher Bezug zwischen ihrer akademischen Ausbildung und ihrer künstlerischen Präsenz. Seit der Ausstellung «Das lachsfarbene Boudoir» aus dem Jahre 1974 provoziert sie mit einer Form der Ich-Darstellung, welche die durch Konvention bedingte Grenzziehung um die eigene Person niederzureissen versucht zugunsten einer grösseren Selbsterkenntnis, die sich auch auf den Betrachter ihrer Werke übertragen soll.

Silvia Hofmann: Manon, wer sind Sie?

Manon: Wow, das ist eine schwierige Frage ... besonders, wenn man sie kurz und präzise beantworten soll.

SH: Das brauchen Sie nicht.

M: ... Ich bin eine Frau, die seit 10 Jahren Kunst macht und die sich eigentlich immer mit ganz spezifischen Themen auseinandergesetzt hat. Themen, die für mich fast eine Art Besessenheit sind. Vielleicht kommt das aus meiner Biographie, dass gewisse Sachen mich extrem beschäftigen, wie zum Beispiel «Kommunikation». Ich habe vorerst Kunst gemacht, ohne mich zu fragen, was daraus wird und was es soll, fast aus einem Zwang heraus. Das hat sich geändert ..., ich arbeite seither lockerer, entspannter. Ich hatte keine Zweifel, ob ich das machen soll oder nicht.

SH: Sie mussten ...

M: ... Ja. Ich hätte dasselbe wohl auch getan, wenn es nicht angekommen wäre ...

Ich bin eine Frau, die nicht mehr ganz jung ist und der es nicht gelingen will, erwachsen zu werden. Die immer noch das Gefühl hat, völlig am Anfang zu stehen. Am Anfang des Lebens, am Anfang von Beziehungen, am Anfang der Arbeit, einfach am Anfang. Und dieses Gefühl muss ich haben. Wenn man mir das nimmt, dann werde ich absolut klaustrophobisch. Da geht irgendwas nicht auf mit meinem wirklichen Alter.

SH: Sie sagen, Sie hätten zehn Jahre Kunst gemacht. Und vorher?

M: Ich habe auch vorher künstlerisch gearbeitet, nur nicht so absolut, konsequent, zielgerichtet. Ich bin nicht in dem Mass voll drauf gewesen, wie in den letzten Jahren, ich hab's verspielter gemacht. Mal da eine Ausstellung, dort ein bisschen.

SH: Und können Sie sich an den Zeitpunkt erinnern, wo Sie sich sagten: Jetzt habe ich mein Thema gefunden?

M: Beim Environment «Das lachsfarbene Boudoir». Das Konzept hatte ich im Kopf, man sprach davon, und ohne dass ich mich bemüht hätte, ist eine Galeristin gekommen und sagte: «Ich möchte Sie gern.» Ich habe mir gedacht, das wird eine Zäsur sein – entweder haut diese Arbeit hin, dann lass ich alles andere fallen und mache konsequent weiter auf diesem Weg, oder es wird nichts daraus und ich muss irgendwie weitersehen. Auch mit dem Geldverdienen ..., das ist halt auch immer ein Punkt. Aber es hat eingeschlagen, ziemlich heftig und sehr plötzlich, und ist wirklich eine Zäsur geworden.

SH: Aber wie war das genau? Was ging zu dieser Zeit in Ihnen vor?

M: Ich hatte bis dahin nur für die Liebe gelebt, wie die meisten Frauen das einmal tun. Man entdeckt das, will alles erleben, alles kennen, alles erfahren. Das füllt einen ganz aus. Und irgendwann ist der Moment gekommen, wo ich feststellen musste: Das reicht nicht! Das Environment war dann das Resultat dieser Überlegung, indem ich diese ganze Lebensphase, meine ganze erotische Vergangenheit, in das zwölfeckige Spiegelkabinett hineingetan habe ... Dortdrin war sie schön verpackt, und ich habe sie gezeigt und gesagt: «So, das war mein Leben bis jetzt.» ... Es war ein Abschluss und gleichzeitig ein Anfang. Natürlich kann man «Das lachsfarbene Boudoir» als Symbol verstehen für eine Frauengeneration, die auf den Mann hin erzogen wurde, dann aber ausbrach und heute ihre Identität in sich selbst sucht.

SH: Sie waren damals die erste Künstlerin, die sich so exhibitioniert hat.

M: Ja, in der Schweiz war ich die erste. Es ist eine Kunstform, die es damals im Ausland schon gab, aber in der Schweiz unbekannt war. Das hat dann unheimliche Widersprüche ausgelöst, und viele Kritiker haben gefragt: Environment, Performance, was ist das? Ist das Kunst? Heute macht jeder Künstler Performances. Ich habe die Lust dazu verloren. Aber damals war das eine echte Herausforderung, und die brauchte ich.

SH: Es war auch eine künstlerische Leistung.

M: Ich habe das nicht so empfunden. Ich fühlte mich unter einem starken Druck, etwas zu machen, etwas machen zu müssen. Die Frage nach der künstlerischen Leistung hat sich nicht gestellt, auch nicht, ob das jetzt als Kunstform ankommt.

SH: Dann waren Sie also überrascht?

M: Ich hatte Freude. Am Anfang hat man ja Freude, nicht wahr?

M

PORTRAIT



SH: Aber das ist jetzt zehn Jahre her. Und die Pariser Fotoserien sind fünf Jahre alt. Als ich sie betrachtete, hatte ich den Eindruck, eine total verzweifelte Frau vor mir zu haben. Eine Frau, die den Glauben daran verloren hatte, dass Menschen miteinander kommunizieren können.

M: Das ist eine sehr einführende Überlegung. Das habe ich noch nie von jemandem gehört, und es ist viel Wahres dran.

SH: Sie schrieben auch von einer «lebenslänglichen Einzelhaft im eigenen Körper», davon, dass Menschen Schachfiguren seien und manchmal auch die Spieler. Zudem verwenden sie immer das Element des Spiegels.

M: Die anderen Menschen sind der Spiegel. Heute funktioniert meine Kommunikation zu anderen Menschen eigentlich nur noch über Papier ... (Fotopapier)

SH: Was heisst das?

M: Das heisst: Ich lebe total zurückgezogen, verkehre mit fast niemandem. Und weil es für jeden Menschen wichtig ist, dass man weiss, dass es ihn gibt, ist mein Weg – mein Ausweg – jetzt das «Papier». Über dieses Papier wissen die Menschen, dass diese Frau lebt, die sich das und das überlegt ... Vielleicht gibt es dann Leute, die sich mit ihren Problemen in meinen Darstellungen wiedererkennen. Dadurch entsteht eine Art von Kommunikation, aber sie ist wahnsinnig indirekt geworden.

SH: Offenbar glauben Sie also noch immer, dass Kommunikation nicht möglich ist.

M: Dazu gibt es zwei Dinge zu sagen: Jeder Mensch ist letztlich ganz und gar allein, daran gibt es gar keinen Zweifel. Auch wenn es Höhepunkte im Leben gibt, in denen sich zwei Menschen, ein Liebespaar zum Beispiel, eins fühlen. Doch jeder stirbt allein, selbst wenn ihm der andere noch die Hand hält. Das gilt fürs ganze Leben. Das ist mal das eine. Das andere ist meine ganz private ... äh ... Problematik: Ich bin völlig unfähig, oberflächliche Kontakte mit Menschen zu unterhalten ..., völlig, völlig unfähig! Es tut mir leid, und ich finde es schade. Vielleicht ist es etwas sehr Angenehmes, etwas Wohltuendes.

SH: Was heisst denn für Sie «oberflächlich»?

M: Einen Haufen Leute zu kennen, und «nice and easy»: Wie geht's? ... Smalltalk ... Das alles liegt mir nicht, das interessiert mich auch nicht. Dann bleiben eben nur ganz wenige Menschen, mit denen ich wirklich ehrlich, offen, tief Kontakt haben kann. Vielleicht ist das meine eigene Unfähigkeit, anders zu funktionieren. Deshalb musste ich einen Ausweg finden, denn ich brauche das ja auch, dass man weiss, dass es mich gibt. Jeder Mensch lebt ja in bezug auf seine Umwelt. Die anderen Menschen sind der eigene Spiegel, und sie zeigen dir, dass du existierst. Und auch wer du bist, erfährst du über die anderen.

SH: Haben Sie Angst vor Verletzungen? Fürchten Sie, dass Sie sich schutzlos preisgeben müssten? In der Serie «La dame au crâne rasé» scheinen Sie das in einem Bild mitzuteilen. Nach vielen Fotos, die nur Distanz signalisieren, kommt nämlich plötz-



Foto (Ausschnitt): Mamon, aus der Serie «Dame au crâne rasé», 1977/78

lich eines, worauf man Ihre Sommersprossen auf dem Rücken ganz nah sieht.

M: (lacht) Ja genau. Ansätze zu solchen Brüchen gibt es auch in anderen Arbeiten. Damals, als ich diese Serie schuf, wäre ich am liebsten ganz aus Plastik gewesen. Ich wollte nicht aus Fleisch und Blut sein ...

SH: Darum die Maske ...

M: ... Ja, natürlich.

SH: Wie haben Sie damals gelebt?

M: Schlecht, sehr schlecht. Viele Jahre sehr schlecht. Ich vermute, ohne diese Arbeiten hätte ich noch viel schlechter gelebt. Mir hat geholfen, dass ich meine Situation wenigstens noch ausdrücken konnte ... Was man allerdings nicht weiss: In dieser Zeit habe ich noch ein ganz anderes Leben geführt ... Das war in Paris im Araberviertel, in einem Armeute-Quartier. Dort habe ich mich völlig gehen lassen, mich nicht geschminkt, alte fleckige Kleider getragen, eine Brille aufgesetzt. Ich habe mir erlaubt, mich auf eine Art und Weise fallen zu lassen, die total im Gegensatz zur Serie, wie man sie im Buch sieht, steht. Ich habe das gebraucht, ich habe beides gebraucht. Und es war hochinteressant zu erfahren, wie sehr sich die Reaktionen der Umwelt unterschieden. Wenn ich zum Beispiel ausging an eine elegante Pariser Soirée – was sehr selten passierte –, habe ich mich manchmal sehr schön gemacht, das heisst schön für meine Begriffe. Fuhr ich dann Metro – damals hatte ich fast kein Geld –, war das etwas ganz anderes, als wenn ich als verlaustes Mädchen, unscheinbar und unhübsch, in der U-Bahn sass. Das zweite war viel unangenehmer. Dann kamen alle diese Männer, die dauernd auf Aufriss sind, pöbelten mich an, versuchten, mich aufzureissen. Das war immer wahnsinnig abstoßend. Und das konnte auch schon am frühen Morgen passieren, egal wann. Zuerst dachte ich: Wenn du dich so auffallend herrichstest, brauchst du dich nicht zu wundern, dann bilden sie sich ein, das sei ein Angebot, oder? Aber nein, es war genau umgekehrt: Beim hässlichen Mädchen vermuteten sie ein leichtes Opfer. Bei der schönen Frau war Distanz vorhanden ... Aus diesen Erfahrungen ist dann später der «Ball der Einsamkeiten» entstanden mit den verschiedenen Identitäten. Jede könnte die meine sein.

SH: Sie haben sich darin mit den Biographien verschiedener Frauen befasst. Frauen, die Sie kannten?

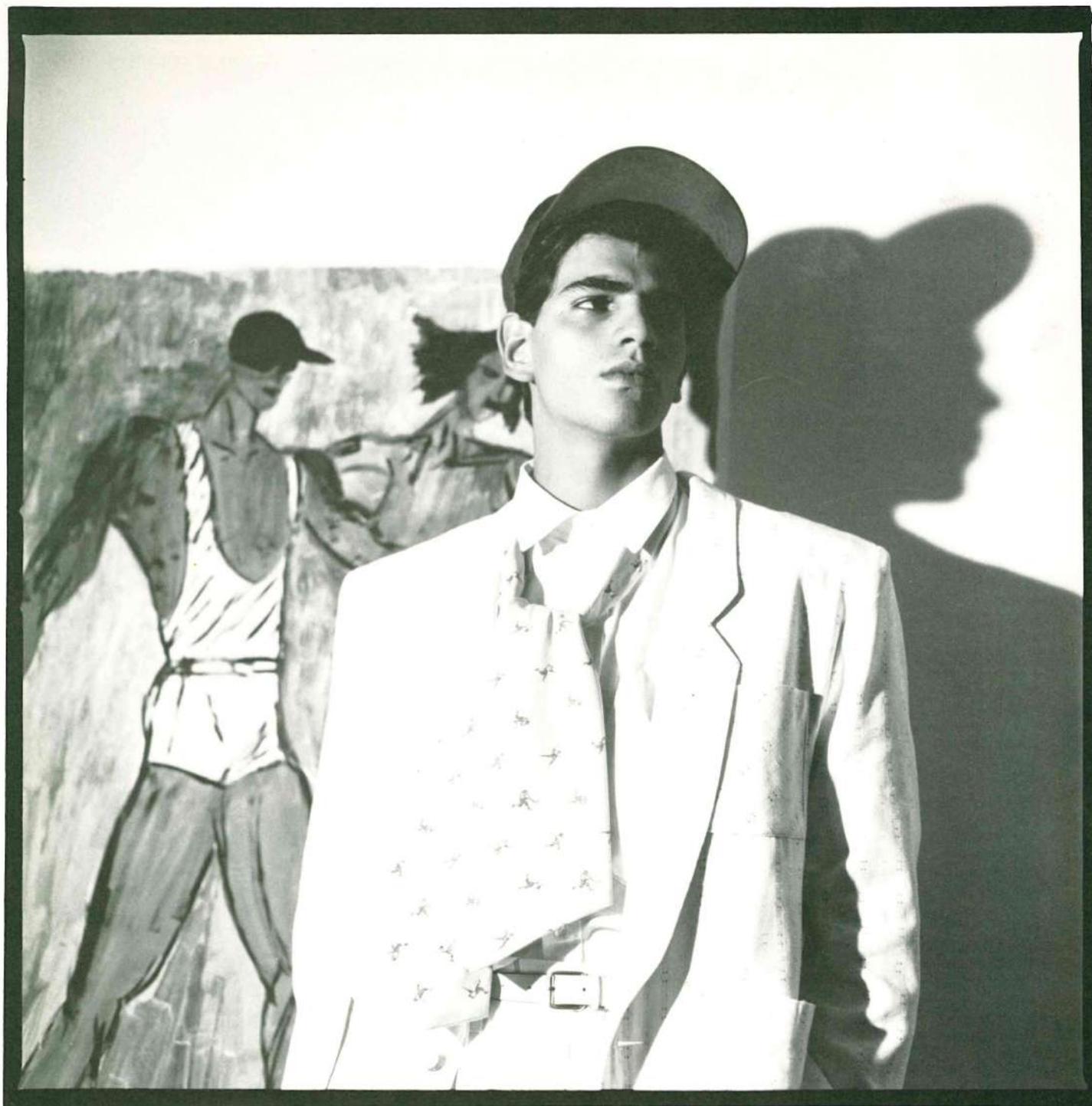
M: Ja, zum Teil, oder die ich beobachtet hatte. Vieles habe ich erfunden. Erst hinterher ist mir aufgefallen, dass meine Mutter drin ist, zwei meiner Schwestern vorkommen, aber auch Leute, die ich auf der Strasse sah und bei denen ich mir zum Beispiel überlegte: Was hat diese Frau für ein Leben? Was war sie wohl, als sie ganz jung war? Meinen Körper habe ich als Basis genommen. Ich kann ja nicht etwas machen, was auf meinen Körper bezogen ganz unmöglich wäre. Ich habe mir also auch überlegt, was alles aus mir selbst hätte werden können.

SH: Eine Zeitlang waren Sie der Liebling der Boulevardpresse. Aber nicht wegen ihrer künstlerischen Leistungen, sondern weil Sie schön sind, fotogen, exzentrisch.

M: Das ist richtig. Am Anfang macht das Spass, und dann, wenn sich gewisse Schlagwörter immer wiederholen, dann kriegt man es satt. Irgendwann kam dann der Moment, wo ich fand: So, jetzt reicht's. Jetzt rasier ich mir den Kopf – Weg mit diesen Haaren! – und gehe ins Ausland. Jetzt mag ich nicht mehr. Ich hatte plötzlich genug. Immerhin, ich hatte schliesslich gearbeitet, mich selbst in diese Arbeiten eingebracht, und fand das dann ungeheuer oberflächlich von den Medien, statt aufs Produkt nur darauf einzugehen, wie ich mich präsentiere. Da musste ich weg.

SH: Waren Sie verletzt, weil man nur eine Seite von Ihnen zur Kenntnis genommen hatte?

M: Ich bin wohl auch selbst daran schuld. Ich vermute, dass die Art, wie ich mich präsentiere, mir den Einstieg erleichterte, weil sie die Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich habe das auch bewusst eingesetzt. Und umgekehrt litt ich darunter, weil ich mich fragen musste: Sehen die dann nur bis an meine Schminke und nicht, was dahinter ist? Das hat mich wahnsinnig verletzt. Doch bin ich überzeugt, dass sonst der Einstieg nicht so leicht gewesen wäre. Und das ist das Gefährliche am Ganzen, dass man mit Mitteln arbeitet, die man irgendwie ablehnt, und doch weiss: Wenn du's nicht tust, kannst du's vergessen. Dann nimmt man dich vorerst mal gar



MODE . ERNST . WALDER . POUR . APROPOS . ZUERICH

MODELE . CLAUDIO . DELLA . NOCE

PHOTO . DANIEL . MEAN

nicht zur Kenntnis. Und so steht man als Frau zwischen diesen Fronten...

SH: Ist die Sensibilisierung für die Rolle der Frau etwas, was in Ihnen allmählich gewachsen ist, oder war das von Anfang an da?

M: Ich habe mich als Kind schon vehement gegen die klassische Rolle der Frau aufgelehnt. Als Kind wusste ich schon, dass so wie meine Mutter lebte – also Familie, Heirat usw. – ich nie, nie, nie leben würde. Und obwohl ich jetzt auch verheiratet bin, läuft dies doch auf einer ganz anderen Ebene... Aber das tut hier nichts zur Sache... Schon früh lehnte ich mich immer auf, ohne dass ich wusste, welchen Weg ich gehen muss... Im Grunde genommen zieht sich Auflehnung wie ein roter Faden durch mein Leben und meine Arbeit.

SH: Besitzt Ihre Arbeit also auch einen therapeutischen Aspekt? Als Künstlerin sind sie privilegiert und können sich ausdrücken.

M: Ich glaube es, ja. Ich bin ein sehr geplagter Mensch und ich vermute, dass es unter Künstlern viele geplagte Menschen gibt. Ich betrachte meine Kunst auch als Therapie. Nicht während der Arbeit selbst, aber nachher stelle ich fest: Das hatte sicher auch therapeutische Funktionen.

SH: Sie interpretieren sich auch stark selbst, indem Sie zum Beispiel über Ihre Arbeiten schreiben.

M: So bin ich. Ich kann gar nicht anders, als alles zu analysieren, zu hinterfragen.

SH: Und wie ist es mit Kritikern? Haben Sie das Gefühl, dass man Sie und ihre Arbeit begreift?

M: Ja, speziell bei Frauen habe ich seit ein paar Jahren das Gefühl: Die wissen, was ich meine. Wenn ich von einer meiner Arbeiten überzeugt bin und finde, sie sei gut, dann lässt mich eine schlechte Kritik völlig kalt. Es berührt einen nur dann, wenn man selbst im Zweifel ist. Es trifft mich mehr, wenn man über meine Person schreibt. Über meine Arbeit darf man schreiben, was man will. Die kann jeder so interpretieren, wie er will. Ich exponiere mich schliesslich, und ich muss es in Kauf nehmen, dass jemand etwas anderes in meiner Arbeit sieht, als ich sagen will.

SH: Ich habe das Gefühl, dass Sie über frühere Zeiten gar nicht mehr so gern sprechen. Kommt jetzt etwas Neues?

M: Ich habe mich wahnsinnig verändert.

SH: Müssen Sie also Ihre Schüchternheit nicht mehr überwinden, wie Sie das früher einmal formuliert haben?

M: Schüchternheit war vielleicht das falsche Wort. Menschenscheu wäre das richtige. Und Paranoia ist es auch nicht mehr... Es geht mir... (lacht)... viel besser. Ich vermute, ich habe die schwierigste Zeit hinter mir. Ich hatte lange das Gefühl: In meiner Haut, da ist Explosionsstoff drin, der mir die Luft abschneidet. Es will was raus, ich weiss nicht was, es ist bestimmt etwas Schreckliches, etwas, das mir Angst macht. Ich fühlte mich jahrelang unter Druck. Eingeschlossen, eingeengt, zugeschnürt, einbetoniert. Jetzt kriegt ich langsam ein wenig Luft. Es geht mir sehr gut, jetzt. Aber das, was ich so extrem spürte,



Foto: Privat, August 1984

ist, so glaube ich, kein rein privates Symptom. Ich vermute, dass dies eine überspitzte Form einer allgemeinen Not ist. So, wie wir Menschen leben, in all diesen Klischees drin, mit all diesen Konzessionen! Die Leute müssen etwas vorspielen, was sie gar nicht wirklich sind. Ein Leben leben, das im Grunde nicht ihren ureigensten psychischen Bedürfnissen entspricht. Weil sie nicht überlegen: Wer bin ich wirklich? Wenn man das, was die Eltern erzählen, was man in der Schule lernt, was die Gesellschaft fordert, der Beruf fordert, was du von dir selbst forderst und wovon du schliesslich glaubst, es sei von dir, wenn man das alles mal wegkratzen würde, bis man zur Ur-Person kommt? Wer bist du dann wirklich?

SH: Das ist doch sehr schwer.

M: Es ist eine permanente Arbeit. Ich will damit sagen: Vielen Menschen ist gar nicht bewusst, in welchen Zwängen sie leben. Es wird so viel überdeckt durch... Arbeit, Fernsehen, Kino usw., statt dass man das alles einmal weglässt, zuhört, zuschaut, sich findet. Das, was tief in dir drin ist, das ist wirklich.

SH: Ich erinnere mich an ein Bild aus Ihrer Serie «Das Doppelzimmer», in dem sich ein Mann und eine Frau gegenüberstehen und an den Händen halten. Das Paar ist aneinandergesesselt, doch zieht ein um den Hals gezogenes Band die beiden auseinander.

M: Für mich lässt das zwei Deutungen offen: Erstens kann sich jeder selbst in diesen Figuren sehen, wenn er mal vergisst, dass da Mann und Frau dargestellt sind. Und zweitens geht es natürlich auch um die Unmöglichkeit des Unterfangens, als Mann und Frau wirklich eins zu werden. Das passiert nur sehr selten.

SH: Würden sie eine Beziehung dann als ideal bezeichnen, wenn sich die beiden Partner zuerst über sich selbst im klaren sind?

M: Sie wäre sicher ehrlicher... Jeder Mensch besitzt sehr viele Schichten, die mit sehr viel Aufwand abgetragen werden müssen, bis man zum wahren Kern der Person vorstossen kann. Und damit man diese Arbeit auf sich nimmt, muss einem ein Mensch wahnsinnig viel bedeuten. Andere Leute sind in dieser Hinsicht vielleicht lockerer, aber wenn ich eine Be-

ziehung eingehe, bedeutet das für mich sehr viel «Arbeit», bis ich an diesen Menschen herankomme und auch mich selbst öffnen kann. Aus diesem Grunde stehe ich immer noch in Kontakt mit Männern aus meinem «früheren» Leben, die mir einst wichtig waren. Denn wenn man, wie schon erwähnt, alle Schichten entfernt und sich entblösst hat, schafft das eine Basis für Beziehungen, die dann halten. Man braucht sich nichts mehr vorzumachen.

SH: Nimmt bei Ihnen die Erotik und die Sexualität diese Funktion ein?

M: Erotik und Sex sind für mich eine grosse Chance, um sich – fast im Zeitraffer-tempo – näherzukommen. Und zwar nicht nur physisch, sondern eben auch psychisch.

SH: Bestand denn bei der Abbildung von Sexualität in Ihrer ersten Serie nicht die Gefahr, dass sie als Pin-ups missverstanden wurden?

M: Das stimmt. Diese Serie führte tatsächlich zu vielen Missverständnissen, und deshalb stelle ich sie auch nicht mehr aus. Damals bin ich sehr unbefangen an meine Arbeit herangetreten und habe nicht so stark über sie nachgedacht, wie ich das heute meist tue.

SH: Indem Sie sich als Ihr eigenes Objekt darstellen, exhibitionieren Sie sich als Frau in einer Norm, die von den Männern bestimmt wird.

M: Genau darin lag für mich der Reiz dieser Arbeit. Als mein eigenes Objekt zu meinem eigenen Produkt zu werden, mich selbst quasi nochmals entwerfen zu können. Ich glaube, diese Serie ist für Leute, die nicht wahnsinnig gut differenzieren können, etwas zu nahe bei den Arbeiten eines Helmut Newton oder Pin-up-Darstellungen angesiedelt. Dies war nicht meine Absicht. Ich liess einfach meine Phantasie walten und habe frei assoziiert. Diese Unbefangenheit habe ich längst nicht mehr.

SH: Wie arbeiten Sie denn jetzt?

M: Ich habe im Augenblick wahnsinnig viel unausgeschöpftes Material, das ich archivieren muss. Ich spüre, für mich ist etwas abgeschlossen, und ich weiss noch nicht, was als nächstes kommen wird. Auf keinen Fall will ich etwas, mit dem ich einmal Erfolg hatte, einfach endlos weiterziehen. Ich mache eine Pause. ○